Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Celan, Paul / Chomed, Gustav
"Ich brauche Deine Briefe"

Der Briefwechsel
Herausgegeben von Barbara Wiedemann und Jürgen Köchel

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42086-7

SV

Paul Celan und Gustav Chomed

»… ich brauche Deine Briefe …«

Herausgegeben und
kommentiert von
Barbara Wiedemann und
Jürgen Köchel

Suhrkamp

© Suhrkamp Verlag Berlin 2010
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
Erste Auflage
ISBN 978-3-518-42086-7

1 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Im Gedenken an Gustav Chomed,
der sich gefreut hätte,
dieses Buch in Händen zu halten.

Die Briefe

1 Paul Celan an Gustav Chomed, Tours, 7. 12. 1938

Tours, am 7. Dezember 1938.

Mein lieber, lieber Gusti,

Es ist eine riesige Schuld, daß ich Dir bis heute nicht schrieb. Es ist mein einziger Trost, daß ich weiß, Du würdest es mir verzeihn, wärst Du hier, hier in Tours[1] und könntest mich sehn, meine Lage hier sehn, meine unerträgliche Lage. Siehst Du, ich weiß, Du könntest es mir verzeihn. Ich weiß es. – Von heute an werde ich Dir oft schreiben, sehr sehr oft, Du wirst ja sehn. Übrigens – ich hatte schon zwei Briefe an Dich geschrieben, als ich in Paris war und ich konnte sie nicht wegschicken, da ich wußte wie unsicher mein Bleiben in Paris sei und da ich Dir ja eine Adresse angeben wollte, damit auch Du mir schreibst. Jetzt kann ichs tun . . .

Ich hatte Dir von der Reise geschrieben, von der weiten Reise, die eine große Anspannung war, manchmal eine frohe Anspannung. Und von allen Ländern, die ich sah, hatte ich Dir geschrieben, von allen und von Deutschland. Von Deutschland . . . Ich will Dir alles noch einmal erzählen, aber diesmal kann ichs nicht tun, glaub mir, ich kanns nicht. Es wäre eine

Mühe, die ich nicht ertrüge. Denn sieh: ich war über zwei Wochen in Paris, fast drei Wochen war ich dort. Ich wäre dort geblieben, wär es nicht so teuer gewesen, ja, für mich allein war es zu teuer, der Kerl, der ja mit mir hätte wohnen sollen, mußte weiter, nach Tours. (Im Grunde trägt er ja gar keine Schuld.) Ist man so weit fort und allein, fühlt man die Bürden, die die Leute in der Heimat tragen müssen, damit man hier sein kann, doppelt. Mein Vater ist kein reicher Mann und dazu schwach. Nur Tours ist billiger als Paris. – Schau, in Paris ist es so, daß überall das Leben herumsteht, auf den Straßen und in den Häusern, überall. Da ist Notre-Dame und der Louvre und das Musée Rodin, Kirchen und Gärten, Konzerte, Theater. Tours, das ist Öde, Alleinsein, Bangnis. Und deshalb ist es so, daß abends, – jetzt ist gerade auch Abend – daß abends mein Alleinsein fühlbarer wird und die Trauer größer.

Ich wollte Dir schon gestern abend schreiben, aber ich konnte es nicht, weil ich weinen mußte, weinen, weinen, weinen. Ach, Du weißt wirklich nicht, Du kannst es nicht wissen, was das heißt, allein sein, so fürchterlich allein. Was soll ich Dir sagen darüber? Nur ich habe überhaupt keinen Trost, überhaupt keinen Trost. Oder vielleicht hab ich einen – wenn Tränen ein Trost sind. Ich hab viele Tränen. Ich weiß nicht, ob es mir ganz gelingt verständlich zu sein; so verständlich, wie ich vielleicht sein könnte, wenn

wir miteinandergingen. Nah nebeneinander, und es wäre dunkel, und ich würde ein einfaches Wort davon sagen, ein schlichtes Wort.. Du würdest alles begreifen, auf einmal ganz begreifen, denn solch ein Wort ist wie eine Träne. Siehst Du, es wäre ein Trost, wenn ich nur Deine Hand hier hätte und sie wäre offen und hielt eine Träne, die mir gehört. Es wäre ein Trost.

Ich weiß nicht ob das Gewinn ist oder Verlust: daß ich hier bescheiden werde, in einem weiten Sinn bescheiden und[2] geneigt vieles zu lieben, was ich früher verwarf, hörst Du: zu lieben. Und daß mir auf einmal ist, als könnte ich es wirklich tun, – während ich dieses schreibe, fällt mir ein, daß ich einmal eigentlich ähnlich dachte, diese Gedanken aber später »überwand«.

Als ich anfing, Dir diesen Brief zu schreiben, dachte ich, das Papier würde gar nicht reichen, wenn ich Dir darauf schreiben sollte von all meinem Kummer. So groß ist er. Ist das nicht öde?: vormittags Travaux pratiques, praktische Arbeiten, on détermine la densité d'un corps solide, d'un liquide,[3] man schneidet einem Blutegel den Bauch auf, man zählt die Gedärme, dann zeichnet man sie; nachmittags Vorlesungen..

Siehst Du, sie sollen mehr als ein Brief sein, diese Zeilen hier. Sie sollen sein – ich sagte es schon – wie ein verdunkeltes Gespräch. Wenn Gespräche alles sein können..

In Paris, wo ich auch oft traurig war, traurig und bekümmert, ging ich in eine Kirche. Meist war es Notre-Dame. Da geschieht es nun, daß man zwar nicht von seiner Bangnis erlöst wird, nein, im Gegenteil, es ist so, daß man eine größere Bangnis fühlt, eine geläuterte Angst, die ein Größerer als wir trägt. Dann ist es, als müßte man Jenem eine Last von den Schultern nehmen oder aus den Händen, oder ein Stück Trauer aus seinem Blick oder die Schwerfälligkeit seines fliegenden Atems. Und Jener sind ja wir alle.. Es ist fast wie aus Eigensinn, wenn wir ihm helfen.

Und sieh, wir wachsen immer an fremdem Kummer /oder eigenem?/. Ich sah einmal einen Blinden im Louvre. Vor den Farben einen Blinden. Soll ich da noch weiter reden? Begreifst Du's?

Denn Leben, fällt mir ein, ist hier dies: die Atemnot der Armut und die Verzerrtheit des Hungers und sein Haß und tausendtausend gleiche Gesichter, wirre und einfache Gesichter und der Staub in den Falten der Mäntel und das Grau der Straße und eine ferne Freundschaft (wenigen) und viel Gier und ein lächerlicher Tod.. Und die Liebe? Die Liebe vielleicht...

Ich kann nicht weiterschreiben. Aber ich verspreche es Dir, von nun an, oft, oft, oft, zu schreiben. Schreib auch Du mir oft. Schreib mir gleich, schreib mir..

Dein Paul

/Schreib mir auch Onius[4] Adresse
Hat er meine Karte bekommen?
War die Adresse richtig?/

2 Gustav Chomed an Paul Celan, Czernowitz, 28. 1. 1962

28 – I – 1962.

Lieber Paul!

Durch Deinen Brief an Tania Sternberg[1] ist mir Deine Adresse bekannt geworden. Nach mehr als zweijahrzehntelanger Trennung hat es mich sehr tief erfreut, ein direktes Lebenszeichen von Dir zu sehen.

Da ich aber nicht so sehr überzeugt davon bin, dass Du ebenso darauf reagierst wie ich, will ich Dir diesmal keinen langen Brief schreiben. Ums Leben gern aber möchte ich wissen was Du treibst, wie Du lebst und was Du denkst und tust. Etwas viel auf einmal, nicht wahr?

Wenn Du also willst, schreib mir. Dann erst will auch ich Dir ausführlich schreiben und auf alles was Dich interessiert, antworten.

Bis dahin aber sei innigst umarmt von Deinem alten Freund

Gustav Chomed

3 Paul Celan an Gustav Chomed, Paris, 6. 2. 1962

78, rue de Longchamp (16e) Paris, am 6. Feber 1962.

Mein lieber Gustav,

Von Herzen danke ich Dir für Deinen Brief! Nein, Du *ahnst* nicht, was er mir bedeutet – Du kannst es nicht ahnen!

Ich habe Tanja – ob sie mir antworten kann? – einiges erzählt, – laß es Dir zeigen.

Gerne würde ich Dir alles Bisherige berichten, laß mich wissen, ob ich's darf.

Soviel nur, schon heute: ich lebe, nach einem kurzen Aufenthalt in Wien (vorher in Bukarest, wo es *keine* Freunde gibt), seit Juli 1948 in Paris. 1952 habe ich geheiratet – meine Frau ist Französin, sie heißt Gisèle.[1] Wir haben unser erstes Kind gleich nach der Geburt verloren; es war ein Bub: François.[2]

Jetzt haben wir einen – reizenden – Sohn, Eric,[3] im Juni wird er sieben Jahre alt. Er sieht meiner Mutter[4] ähnlich.

Ich habe lange als Lehrer und Übersetzer gearbeitet, an der Sorbonne eine Licence[5] gemacht, seit drei Jahren bin ich Deutsch-Lektor an der Ecole Normale Supérieure (wohin Du mir ebenfalls schreiben kannst:

45, rue d'Ulm, Paris 5e. Aber die Rolland- und Bergson-Zeiten gehören auch dort zum … Abgelebten.).

Du weißt, daß ich schon immer Gedichte geschrieben habe – ich tu's auch jetzt. Darf ich Dir die Titel meiner Gedichtbände nennen?

»Der Sand aus den Urnen«, Wien 48; »Mohn und Gedächtnis«, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1952); »Von Schwelle zu Schwelle«, ebda 55; »Sprachgitter«, S. Fischer, Frankfurt 1959. – Daneben Übersetzungen: Rimbaud, Das trunkene Schiff, Insel, Frankfurt 58; Valéry, Die junge Parze, ebda 60 – es ist die *erste* Übertragung ins Deutsche, Gustav! –; A. Block, Die Zwölf, Fischer 1959[6], Mandelstamm, Gedichte, ebda 59, Sergej Jessenin, Gedichte, ebda 61.

Ach ja. Ich bin nicht unbekannt geblieben, Gustav, viele junge deutsche Lyriker verdanken mir Verschiedenes. Aber *das* verzeiht man mir Bukowiner Juden denn doch nicht –: nachdem man mir, zum Zweck der Sichtbarmachung und entsprechenden Verhöhnung – ich übertreibe nicht, Gustav! – den Büchnerpreis[X/] verlieh, fing die niederträchtigste – rein nazistische – Diffamierungskampagne[7] an. Augenblicklich ist es so weit, daß man mich – siehe Loreley[8] – für inexistent erklärt. (*Buchstäblich*, lieber Gustav!) Und mich nach Strich und Faden bestiehlt …

Dieser so goldene Westen …

Verzeih, daß ich davon spreche – aber: das Wasser steht mir augenblick[lich] bis zum Hals. (Es ist eine

regelrechte Dreyfus-Affäre, lieber Gustav – und außer meiner Frau kein Mensch weit und breit!)

Sag, wie es Dir geht. Wer von den Freunden ist da, wer von den Freunden blieb … der Freund? Und wo ist Deine Schwester Babette?[9] Ach weißt Du, ich wollte, ich wohnte noch dort – nicht nur die Töpfergasse war … menschlich.

Von Herzen

Dein Paul

Ich lege ein Photo[10] bei.

X/ Die Rede (Fischer 61) heißt der *Meridian*: es ist *unser*, Dein und mein, Meridian – –

4 Gustav Chomed an Paul Celan, Czernowitz, 17. 2. 1962

17 – II – 1962.

Lieber Paul!

Dein Brief, den ich bereits vor einigen Tagen erhalten habe, hat für mich wohl kaum weniger Bedeutung als mein kurzes Schreiben für Dich. Deshalb fällt es mir auch so schwer Dir zu antworten. Schliesslich ist es der erste Brief (der erste an einen Freund überhaupt) seit vielen, vielen Jahren. (Die etlichen Zeilen die ich Dir vorher schrieb, können nicht als Brief angesehen werden.)

Natürlich wusste ich einiges, nebelhaftes, über Dich: dass Du über Wien nach Paris gingst, Gedichte schreibst und veröffentlichst. Vor vielen Jahren sah ich bei Erich Einhorn[1] eine österreichische Zeitschrift mit ein paar Gedichten von Dir.[2] Seither aber, ungefähr seit 15 Jahren, wusste ich nichts mehr. Trotzdem aber war ich überzeugt, dass Du Deinen Weg gefunden hast und ich noch von Dir hören werde. Umsomehr erfüllt es mich mit Freude und vielleicht auch mit ein wenig Stolz, da sich meine Erwartungen als berechtigt erwiesen haben.

Nun aber der Reihe nach. In den schwarzen Jahren

1941-44 lebte ich in Swerdlowsk, obwohl schwer, doch aber nicht so schlecht, wie ich erst nachher einsah. Jedenfalls wurde ich in jenen Jahren mit den Schätzen der russischen Musik und Literatur bekannt; was mir über vieles hinweghalf. 1944 ging ich auf dem seltsamen Umweg über Sibirien und Zentralasien zurück in die Ukraine (Poltawa). Dort ging mein 3-jähriger Wunsch in Erfüllung – ich wurde Soldat. Und wieder war mir der Zufall günstig: Obwohl ich 6 Monate lang in einem Sturmbataillon in den ersten Frontlinien kämpfte, wurde ich nicht einmal verwundet. Mein Weg führte mich von den Trümmern des Warschauer Ghettos in die Bunker der Berliner Reichskanzlei, an Goebbels halbverkohlte Leiche. Dann erst gab ich zu erkennen, dass ich der deutschen Sprache mächtig bin. Da gute Dolmetscher damals äusserst selten waren, kam ich sofort in den Stab der Besatzungsarmee und führte dort 1½ Jahre lang kein leichtes, dafür aber interessantes Leben. Ich war nicht nur in allen wichtigen Städten unserer Besatzungszone, sondern auch in einem guten Teil Bayerns und Frankens (unter anderem auch in Nürnberg, am Prozess der Obermörder), ebenso wie in Wien, Prag und Budapest. Schliesslich aber, Ende 1946, kehrte ich nach Czern. zurück, womit die »heroische« Periode meiner Laufbahn ein Ende nahm. Über das wie und warum liesse sich so manches erzählen, ist aber hier nicht der rechte Platz dafür. Seither ist mein Leben äusserlich

wenig interessant. 1947 heiratete ich, meine Frau heisst Tania,[3] ist Jüdin aus Bessarabien. 1950 wurde meine Tochter Rachel (wir nennen sie Lili) geboren und blieb unser einziges Kind. (Sie ist sehr hübsch und nicht dumm). Seit Jahren bin ich Chefbuchhalter im Amt für Gesundheitswesen des Czernowitzer Landrayons[4] und gehört es in dieser Eigenschaft zu meiner Aufgabe, die finanzielle und wirtschaftliche Tätigkeit einer Reihe von Dorfspitälern zu leiten (auch seltsam, nicht?).

Geistig kann man hier kein sehr vollwertiges Leben führen, ich beschränke mich auf die Bücher, die mir gefallen und die hier erhältlich sind (ich habe mir wieder eine kleine Bibliothek von einigen hundert Bänden – alle in russisch – zusammengestellt) sowie ein wenig Musik, Radio usw. Die deutsche Sprache wird mir immer fremder, zunehmend ertappe ich mich dabei dass ich russisch denke. Überhaupt scheint mir die russische Sprache schöner und reicher als die deutsche, wenn ich z. B. Hamlet in deutscher und in russischer Fassung lese, so erscheint mir die russische ungleich schöner. Du brauchst Dich also nicht zu wundern, wenn mir ab und zu ein Fehler unterläuft, da eine Sprache, wenn man sich nicht ständig in ihr übt, langsam in Vergessenheit gerät. Traurig ist nur, dass ich Deutsch langsam vergesse, ohne das Russische wirklich zu beherrschen.

Freunde von früher, oder wie Du es verstehst, gibt